In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 19. Posen, den 23. Januar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Max dachte, es sei wohl am besten, wenn er jetzt recht anmaßend würde, damit er den Besucher bald wieder auf die Beine brächte. Aber gerade als er zu einer ungezogenen Bemerkung ausholen wollte, besann er sich plötzlich eines Besseren. Es war ihm eingefallen, warum Justus gekommen war: gewiß aus keinem anderen Grund, als um ihm das Geld zu bringen, das er von daheim verlangt hatte. Es konnte gar nichts anderes sein, die Summe war groß genug, daß man sie lieber einem Boten als der Post anvertraut hatte.

Nun galt es also, dem Helfer in der Not gegenüber recht liebenswürdig zu sein; Max zog sein freundlichstes Lächeln auf und sagte: „Ich freue mich, daß du da bist. Du wirst jetzt Prag sehen wollen, und ich werde mit Vergnügen dein Führer sein."

Darauf gab nun Justus keine Antwort, aber er erhob sich, und da nahm Max an, daß er mit seinem Vorschlag einverstanden sei. Ja, jetzt wußte er, wie er sich zu verhalten hatte, um den Onkel für sich zu gewinnen. Gewiß hatte man ihm aufgetragen, sich, wenn er Max das Geld überbrächte, auch einmal davon zu überzeugen, wozu er es brauche. Da war es gut, ihm alles von der harmlos heiteren Seite zu zeigen, man war jung und vergnügt, da konnte man nicht Kreuzer zu Kreuzer halten, aber der Onkel sollte den Eindruck mitnehmen, daß man vielleicht ein Lustikus war, nicht aber ein verlorener Sohn, wie die Mutter in ihren langweiligen Briefen immer schrieb. Das würde der Onkel schon verstehen, er war ja selber einmal ein leichtes Tuch gewesen, und so würde man ihn auf eine feine Art schon in Schwung bringen; da würde seine ursprüngliche Natur zum Vorschein kommen, und er würde mit einer begeisterten Schilderung von seinem Neffen heimkehren. Und wenn Max zuerst daran gedacht hatte, Wlasta in irgendeiner Versenkung verschwinden zu lassen, so fand er das jetzt unnötig, der Onkel sollte sie kennenlernen, sie war klug genug, die Sachlage sogleich zu durchschauen und sich darnach zu benehmen, und sie war die Frau dazu, Justus dabei so viel von seiner Würde abzuhandeln, daß er sie entzückend fände, in allen Ehren natürlich.

Sie gingen miteinander durch die Altstadt Prags, und Max gab gelegentlich Auskunft über das eine und andere Bauwerk, nach dem sich Justus erkundigte, eine phantastische Auskunft allerdings, denn Max hatte es bisher nicht als seine Aufgabe angesehen, den alten Kirchen und Palästen nachzufragen. Aber er ließ sich nicht lumpen und erfand die verwegensten Dinge, mit denen er so einen Provinzmenschen schon ins Staunen versetzen konnte.

Dann führte er seinen Besucher über die Karlsbrücke nach dem jenseitigen Moldauufer, ließ ihn den königlichen Aufbau des Hradschin bewundern, und zuletzt kam es Max so vor, als sei es sein eigenes Verdienst, daß dies alles so wunderbar einträchtig und wie schöne Musik zusammengefügt unter dem Sonnenhimmel stand.

Sie aßen in einem kleinen Gasthaus an einer der Stiegen auf den Burgberg, von wo man über Stadt und Fluß den prächtigsten Ausblick hatte, und da hielt es nun Max an der Zeit, herablassend nach den Menschen und Ereignissen daheim zu fragen. Dann traten sie den Rückweg an, aber sie konnten, als sie den Kleinseitner Platz erreicht hatten, nicht von der Stelle kommen, denn da staute sich eine riesige Menschenmenge zwischen den Häusern, eine Mauer von Leibern, wie von einer ungeheuren Ramme festgestampft. Es hieß, gleich werde das Prager Regiment aus der Kaserne ausrücken, um auf den Kriegsschauplatz abzugehen. Sie hatten Glück, wurden gegen die eine Wand gedrückt, auf ein Gitter vor tief gelegenen Fenstern emporgeschoben, wo sie sich die Lanzenspitzen der Stäbe in die Schuhsohlen drückten, aber über die Köpfe hinwegsahen. Es dauerte auch gar nicht lange, da kam die Musikkapelle aus dem sperrangelweit aufgerissenen Kasernentor mit den schrägen, schwarzen und gelben Streifen hervor, stellte sich auf und begann den Regimentsmarsch zu spielen. Und dann erschienen die Offiziere auf ihren aufgeregt tanzenden Pferden, und hinter ihnen das Regiment, fest im Schritt, in weißen Waffenröcken, Eichenlaub an den Tschakos, blitzend vor Sauberkeit und peinlichster Ordentlichkeit bis zum letzten Knopf.

Ein lustiges Tücherschwenken hob an, alles rief den Soldaten jubelnd zu, Blumensträuße flogen aus den Fenstern auf den Weg der Truppe und wurden lachend aufgefangen; nie war ein Ausmarsch vergnügter und zuversichtlicher gewesen. Die Zeitungen hatten geschrieben, man breche zu einem Spaziergang auf, der nicht viel gefährlicher sei als ein Sommermanöver.

„Arme Burschen!" sagte Justus, indem er sich von dem Gitter auf das Straßenpflaster herabgleiten ließ und der nachdrängenden Menge langsam folgte.

„Warum denn?" fragte Max verwundert.

„Sie haben keine Ahnung von dem, was sie erwartet. Man betrügt sie, wenn man es ihnen als so leicht ausmalt. Der Krieg in Italien ist ein Kinderspiel gewesen gegen das, was ihnen bevorsteht. Und selbst wenn sie siegen, welche Ungeheuerlichkeit, daß Deutsche gezwungen werden, gegen Deutsche zu kämpfen. Wir sind alle eines Stammes, und was gehen das Volk die Grenzen an, die einst von den Herrschern gezogen worden sind?"

Diese Art, die Ereignisse zu betrachten, kam Max so völlig unerwartet, daß er Justus eine Zeitlang offenen Mundes anstarrte. Dann fiel ihm ein, daß darin etwas wie eine Auflehnung gegen die Untertanenpflicht gehorsam und vorschriftsmäßigen Denkens lag, und er sah sich um, ob nicht etwa jemand diese gefahrbringende Aeußerung gehört habe. Aber alles lief hinter den Soldaten drein, niemand hatte Zeit, einem Gespräch zu folgen, das ihn nichts anging.

„Sag einmal, mußt du nicht mit?" fragte Max später, als sie wieder über die Karlsbrücke schritten.

Nein, Justus mußte nicht mit, er hatte seinen Abschied als Veteran bekommen, jetzt hatte er für Weib und Kind Verantwortung zu tragen. Gleich darauf verabschiedete sich Justus für kurze Zeit, um seine Ge-

schäfte zu erledigen und verabredete mit Max, daß sie sich beim Pulverturm wieder treffen wollten.

Sie waren beide pünktlich zur Stelle, und als sie sich auf Umwegen wieder dem Altstädter Ring noherten, war die Stunde gekommen, zu der Max Wlasta bestellt hatte, und der Student fand es an der Zeit, den Onkel langsam vorzubereiten.

„Du wirst jetzt eine junge Dame kennenlernen," sagte er mit merklichem Stolz, „ich habe sie bestellt, ich wußte nicht, daß du in Prag bist, und konnte nicht mehr absagen."

Justus sah Max von der Seite an, und es war schwer zu erraten, welchen Eindruck diese Mitteilung auf ihn übte: „Ist das die Dame, auf die deine Mutter so schlecht zu sprechen ist?" fragte er mit einem Ton, als ob er sich heimlich über etwas lustig mache.

„Ach, meine Mutter hat gewiß keine richtige Vorstellung von der Sache," antwortete Max ärgerlich, „sie vermutet immer gleich Gott weiß was. Es ist eine junge Künstlerin vom Landestheater. Ich verkehre gern mit ihr, man hat durch sie Zugang zu den Bühnenkreisen, das versteht man auf unserem Dorf nicht, aus diesem Umgang kann man Verschiedenes lernen."

Jetzt war es Justus deutlich anzumerken, daß er sich über die Dinge, die man aus diesem Umgang lernen konnte, seine eigenen Gedanken machte, aber Max tröstete sich damit, daß ihm sein spöttisches Lächeln schon vergehen werde, wenn er sich einmal im Bannkreis von Wlastas Liebreiz befand.

Unter den Laubengängen des Altstädter Ringes war die Weinstube gelegen, in die Max den Besucher einzutreten lud, die alten, verräucherten Gewölbe waren von mächtigen Pfeilern gestützt. Dunkelheit hockte im Hintergrund, durch den gestickten Fenstervorhang sah man jenseits des dämmrigen Ganges der Lauben den Platz im Nachmittagssonnenschein, erfüllt von einem kriegsbegeisterten Getümmel.

Ein Kellner schwänzelte mit vertraulicher Dienstfertigkeit heran, stammgastliche Würde blähte Max auf, ja, der Onkel sollte nur sehen, daß man in Prag daheim war und daß man etwas galt. In den bauchigen Römern lockte das Dunkelgold des Melnikers. Max ließ Paprikaspeck und Sardellenschnitten bringen, man wußte, was sich gehörte, mochte dieser Justus die Ueberzeugung gewinnen, daß man in Prag zu leben gelernt hatte. Jetzt hatte man ihn ja glücklich beim Wein, der sein Wesen entsiegeln und den alten Justus an den Tag treten lassen würde.

Aber es schien, als ob der Wein nicht die Macht über Justus hätte, die ihm Max zugeschrieben hatte. Der Onkel blieb bei seiner schwerfälligen Art, und das Gespräch wurde immer mühsamer, je weiter die Zeit fortschritt und je öfter Max nach der Uhr sah. Er war ungeduldig geworden, die Stunde, die er Wlasta angegeben hatte, war längst vorüber, ein Zittern kam in sein Herz, welche Beschämung für ihn, wenn ihn heute etwa diese niederträchtige Weibsperson sitzen ließ.

Aber da kam sie endlich, schwebte an dem Fenster vorüber, nickte unbefangen herein und trat gleich darauf in die Weinstube.

„Du bist ja nie sehr pünktlich," begrüßte sie Max ungehalten, „aber heute hast du dich selbst im Zuspätkommen übertroffen." Der Onkel sollte gleich einen Begriff davon bekommen, wie man mit Wlasta stand und welche Gewalt man über sie hatte.

„Ich bitte dich, mache mir nur keine Szene," lachte Wlasta fröhlich, „du kannst dir wohl denken, was man zu tun hat, wenn so viele Bekannte ins Feld müssen."

Das kleine Persönchen war nicht übel anzusehen, auf den roten Haaren saß ein kleines Hütchen, von dem saphirblaue Bänder hinten herabflatterten, das perlgraue Kleid war reich mit Rüschen und Volants besetzt, und unter dem weit abstehenden Glockenrock kamen die niedlichsten Füßchen hervor, wenn aber Max von ihr als einer jungen Künstlerin gesprochen hatte, so war die Jugend wohl nur mit der Brille der Verliebtheit gesehen. Selbst in dem Halbdunkel der alten Gewölbe konnte man wahrnehmen, daß der Jugend durch das Geschick der Künstlerin nicht wenig nachgeholfen war, mit den Farben der Bühne, dem Rot und Weiß auf den Lippen und Wangen und dem Schwarz der Augenbrauen, und einem von Amors Listen Unverblendeten war es ohne weiteres klar, daß sie um eine erkleckliche Anzahl von Jahren älter war als der feurige Jüngling Max.

Dem war es bei Wlastas Antwort ein wenig schwül geworden, und er fand, daß es angezeigt sei, baldigst einzulenken. „Wir sind schon ungeduldig gewesen," sagte er zurückweichend, „mein Onkel Justus konnte es schon nicht erwarten, dich kennenzulernen."

Eine Handbewegung wies Wlasta nach dem Dritten am Tisch. Justus saß mit dem Rücken gegen das Fenster, sein Gesicht war auf dem Hintergrund des sonnenhellen Platzes draußen schwer zu erkennen. Wlasta hatte neben Max Platz genommen, nun, durch die Vorstellung aufmerksam gemacht, sah sie ihr Gegenüber an, ihre Augenbrauen zogen sich immer höher, ihre Pupillen öffneten sich wie die einer Katze im Dunkeln, sie beugte sich immer weiter vor.

„Ja, wen haben wir da?" lachte sie plötzlich schallend auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß der Wein aus den Römern überschwappte.

Max kannte wohl Wlastas, manchmal etwas vom Herkömmlichen abweichende Art, aber er dachte doch, daß dies eine absonderliche Begrüßung sei und suchte einen Wink anzubringen, der Wlasta zur Vorsicht mahnen sollte.

Wlasta kümmerte sich jedoch gar nicht um ihn, sie schien es ungeheuer lustig zu finden, daß ihr Max seinen Onkel vorgestellt hatte, und bog sich geradezu vor Lachen. „Nein, das ist aber drollig," rief sie, „ihr seid doch zwei ganz geriebene Kerle. Das soll wohl eine Ueberraschung für mich sein? Na, sie ist euch ja gelungen, ich hätte eher den Schah von Persien hier erwartet als dich, du alter Gauner. Das ist eine hübsche Reihe von Jahren, seit wir uns zum letztenmal gesehen haben, Andreas, was?"

Jetzt war Max völlig aus der Fassung gebracht. „Das ist mein Onkel," sagte er, indem er nach Wlastas Hand angelte, um ihre ausbündige Heiterkeit ein wenig zu zügeln.

Wlasta bekam einen Hustenanfall vor Lachen: „Na, Ihr seid einander wohl würdig, Onkel und Neffe!" kreischte sie zwischendurch.

„Mein Onkel Justus Saltzenbrod," wiederholte Max mit Nachdruck.

„Schon gut! Schon gut!" schrie Wlasta hinein, „er hat ein Inkognito wie ein hoher Herr oder einen Bühnennamen wie unsereiner. Na, Hauptsache, daß ich dich wieder einmal leibhaftig zu Gesicht kriege, ich dachte schon, du wärest, wo der Pfeffer wächst."

„Ich kenne das Fräulein nicht," sagte Justus ruhig, „ich sehe die Dame heute zum erstenmal." Sein Gesicht hatte sich nicht im mindesten verändert, vielleicht war die Falte zwischen den Augenbrauen etwas tiefer geworden, aber sonst war nichts in seinen Mienen zu lesen, als kühle Ablehnung dieser ausgelassenen Heiterkeit.

„Mach keine Umstände, Andreas," sagte Wlasta etwas ruhiger, „du brauchst vor deinem Neffen nicht den würdigen alten Herrn zu spielen. Max hat ein Verständnis für die Schwächen seiner Mitmenschen und wird es uns gewiß nicht übelnehmen, daß wir einmal gute Freunde waren. Mein Gott, damals war doch noch von einem Max keine Rede, und er wird doch nicht noch nachträglich eifersüchtig werden. Oder ist es deshalb, weil du kein ganz reines Gewissen hast, Andreas? Na, schließlich sind wir doch in Frieden auseinandergegangen als vernünftige Menschen, die wissen, wann es an der Zeit ist, ein Ende zu machen. Du siehst, daß ich mich in der Welt zurechtgefunden habe, und auch du machst den Eindruck, als hättest du irgendwelche Schäflein gefunden, die sich willig scheren lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Wege des modernen Tanzes.

Von Hilde Schaper.

Der künstlerische Tanz ist immer mehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt und übt — da er Hand in Hand mit der großen Körperbewegung geht, auf die verschiedenen Kreise ihre Wirkung aus. Künstlerischer Tanz, Gymnastik, Turnen und Sport sind gemeinsam ein großes Problem unserer heutigen Zeit geworden. Der nervöse Mensch von heute sehnt sich zurück zur natürlichen und idealen Bewegung und versucht seinen Körper entsprechend zu erziehen. Auf die verschiedenste Weise hat man versucht, diesen Weg „Zurück zur Natur", der in Wirklichkeit ein Weg vorwärts ist, zu finden, und bei allem Suchen ist immer ein Gedanke festgehalten worden: Daß nur da wirklich künstlerischer Aufbau der Tanzkunst möglich ist, für unsere Begriffe und Forderungen möglich ist, wo eine Basis vollkommendster natürlicher Bewegung vorhanden ist.

Tritt man der heutigen Tanzkunst gegenüber, so drängt sich einem sogleich die Empfindung auf, daß alle jenen Größen und Stars auf ihre Weise auf dem Wege sind, im Umweg über die Natur zu suchen, was sie im Tanz an Vollkommenheit, Geschlossenheit und Ausdruckskraft zu finden hoffen — aber sie alle sind vorerst nur auf dem Wege! Man hofft und erwartet allgemein, daß die Tanzkunst eine große Zukunft vor sich hat, wenn sie erst wahrhaft gemeistert wird. Gemeistert wird sie aber erst werden, wenn zwischen Natur und Kunst jene schwer zu findende Harmonie vorhanden ist, um die alle unsere heutigen Künstler noch kämpfen.

Keine tänzerische Bewegung kann wirklich schön sein, wenn nicht das ganze Leibliche, sowohl mit seinem äußeren wie inneren Funktionen davon ergriffen wird. Und nur dann ist es auch möglich, daß Tänzer und Tänzerinnen wahrhafte Musik in sich haben und auswirken lassen. Immer wird sich die innere Form auch an der äußeren Form der Bewegung kundgeben, daran ist auch zu erkennen, wie sehr der „beseelte" Tanz, sowohl wie jede beseelte Bewegung, sei es in der Gymnastik, im Turnen oder Sport von allgemein gesundheitlicher Bedeutung sind. Oft kann zwar vollendete Muskelgeschicklichkeit dem Ungeschulten ein Weilchen gute Funktionen des Körpers vortäuschen, aber auf die Dauer sind für die Gesundheit wie für das wirklich Tänzerische doch die inneren Funktionen entscheidend, selbst wenn die äußeren Bewegungsformen oder das Anatomische weniger günstig ist.

Interessant ist es, unter solchem Gesichtspunkt einmal südländische Tänzer und orientalische zu betrachten, deren Tanzweise durch unerhörte Atemkultur gekennzeichnet ist, und also in etwas dem Ziel nahe kommt, was wir erstreben. Bei uns gibt es heute leider noch keinen Tänzer, dessen Bewegungen in lebendiger Beziehung zu Atmung und Zwerchfell stehen. Zwar sagte man von der Duncan, daß sie eine „beseelte Lunge" habe, aber auch ihr fehlten jene kraftvollen Bewegungen, die nur von vollkommener Zwerchfellbewegung herzuleiten sind. Und doch — das dürfte ganz allgemeine Ansicht sein — ist bei uns doch nur eine gesunde Weiterentwicklung des Tanzes möglich wenn mehr Wert auf die Atmung gelegt wird. Es wäre daher kein unkluger Gedanke, ließe man jeden Tänzer zwecks Ausbildung seiner inneren Bewegung singen. Denn die Stimmbänder (als Eingangstor der Atmung) sind natürlich ebenso wichtig wie Zwerchfell und Lunge. Sieht man einen Tänzer aber die innere Unbeweglichkeit an, das heißt, schließt er dabei die Stimmbänder, so zerstört er von Anbeginn auch das Künstlerische seines Tanzes, weil in jeder Starre Unkünstlerisches liegt. Vielleicht eben, ist derjenige, der größte Künstler, dessen innere Funktionen sozusagen unbewußt schon vorhanden sind. Auf jeden Fall sind solche Tänzer ein gut' Teil auf dem Wege zum heutigen Ziel der Tanzkunst weiter gekommen.

Während man nun in früheren Zeiten weit mehr Wert auf das Aesthetische des Tanzes legte und alle innerlichen Funktionen zugunsten der äußeren vernachlässigte, macht man es heute beinah umgekehrt. Wenigstens, was den Einzeltanz betrifft. Uns lockt am Künstler nicht mehr die schöne Geste oder die anmutige Pose, sondern weit mehr der Ausdruck von innen her, der eben, wie oben bewiesen wurde, auf ganz natürlichen Funktionen beruht und durch Erlebnis zum Künstlerischen gesteigert wird. Weshalb denn Groteske und überhaupt jede Art von Bewegung vor unseren Augen heute Gnade findet, sobald Erlebnis, Natur und Persönlichkeit dahintersteckt.

Da man aber, wie gesagt, erst um die neuen Ziele kämpft, ergibt sich logischerweise auch noch ein großer Unterschied zwischen den Einzeltänzern und -Tänzerinnen und den Gruppen. Die Gruppe kann naturgemäß noch nicht so weit sein, wie der Einzelne, bei der Gruppe spricht heute immer noch das äußere Funktionieren viel stärker mit, und an ihr ist deshalb am besten der Unterschied zwischen einstigem und heutigem Tanz zu sehen. (Und gleichzeitig auch der Weg, den die Tanzkunst gegangen ist und weitergehen wird!) Der Weg der Tanzkunst ist insofern keineswegs einfach, als es keinerlei Gesetze dafür aufzustellen gibt, als das eine einzige: Daß der Tanz der Ausdruck einer geistigen Eingebung sein muß, aus vollkommener Natur heraus sich äußernd und gänzlich mit ihr verbunden.

Mit diesem Leitwort muß jeder heutige Tanzkünstler und jede Tanzkünstlerin versuchen, ihren Weg auf eigene Weise allein zu finden, unterstützt vielleicht von jenen, die ihn schon ein gutes Stück gegangen sind (ich denke insbesondere an die Wigmann, Palucca, Impekoven) und getrieben von dem großen Wunsch, der heute in jedem modernen Menschen steckt: Eine Tanzkunst zu erleben, die alle ihre natürlichen Ausdrucksmöglichkeiten kennt und ausnützt!

Die wunderlichen Ehegeschichten des Genossen Schwarz.

Aus Moskau wird uns geschrieben:

Vor dem Revolutionstribunal hat soeben der Sensationsprozeß gegen den bekannten russischen kommunistischen Führer Schwarz begonnen. Er ist wegen Vielweiberei angeklagt und soll während der Revolution nicht mehr und nicht weniger als hundertfünfzig mal geheiratet haben.

Schwarz wird beschuldigt, daß er seine leitende Stellung dazu ausgenutzt habe, um Frauen und Mädchen der verschiedensten Klassen der russischen Gesellschaft pro forma zu heiraten und sie dann zu verlassen. Durch Freunde, die in der berüchtigten Tscheka tätig waren, erfuhr er die Namen und die Adressen der aristokratischen jungen Damen, deren Familien als sowjetfeindlich verhaftet werden sollten. Nun erschien er im Hause dieser Aristokraten und bot seine Vermittlungsdienste an. Er erklärte, daß er bereit sei, die Tochter gegen eine entsprechende Entlohnung, sei es in Geld oder Juwelen, zu heiraten, dann würde er als künftiger Schwiegersohn die Verhaftung der Eltern seiner Braut verhindern. Tatsächlich rettete die Ehe mit dem alten Bolschewisten viele Aristokraten vor der Tscheka, dem Gefängnis und der Hinrichtung.

Seine Hochzeiten veranstaltete Schwarz in den verschiedenen Städten Sowjetrußlands. Er zeigte rührende Aufmerksamkeit für seine Frauen, verschaffte ihnen gute Posten als Sekretärinnen, Stenotypistinnen, Beamtinnen in den verschiedenen Staatsämtern. Mit jeder angetrauten Frau lebte er kurze Zeit, um darauf auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Einige Tage später tauchte Schwarz in einer anderen Stadt auf, ging aufs Standesamt und meldete dort seine Scheidung von seiner letzten Frau an. Nach dem russischen Ehegesetz genügt eine Erklärung des Mannes oder der Frau, daß er oder sie in die Scheidung treten wollen, daß das Eheband als gesetzlich gelöst anerkannt wird, wobei das Standesamt es oft nicht einmal für notwendig findet, den anderen Teil von der vollzogenen Scheidung zu verständigen. Schwarz verstand auch alles so zu arrangieren, daß seine Scheidungen geheim blieben. Mit der amtlichen Scheidungsurkunde in der Hand schaute er sich sofort nach einer neuen Frau um und schloß so immer neue Ehen.

Der Staatsanwalt hat auf Grund der vorliegenden Beweise festgestellt, daß Schwarz das Kunststück zustande gebracht hat, an einem Tage in sechs verschiedenen Städten und Städtchen, die fünf bis sieben Werst voneinander entfernt lagen, sechs Frauen zu heiraten.

Er ging nach jeder Hochzeit sofort seiner jeweiligen Frau durch und fuhr in die Nachbarschaft, um eine neue Ehe zu schließen. Schwarz, der im Laufe der Zeit hundertfünfzig Frauen geheiratet hatte, begnügte sich nicht damit, das Honorar in natura und Geld zu nehmen, sondern trachtete von seinen Frauen zu erfahren, ob sie oder ihre Anverwandten Geld und Wertsachen heimlich versteckt hätten. Wenn er dann die Stellen erfahren hatte, so tauchten bei den Personen, bei denen die Schätze versteckt waren, unerwartet Agenten der Tscheka auf, durchsuchten die Wohnungen und beschlagnahmten die Schätze. Der Raub wurde dann später zwischen Schwarz und den Tschekisten geteilt. Bei Schwarz wurde nach seiner Verhaftung ein Notizbuch vorgefunden, in dem er auf das gewissenhafteste seine ganzen Einkünfte vermerkte. Die allgemeine Summe der Erträgnisse, die er aus seinen Ehegeschäften erzielte, beträgt über eine Million Goldrubel.

Die Frauen des Genossen Schwarz hatten natürlich keine Ahnung, daß sie von ihrem Manne geschieden waren. Einige warteten geduldig auf die Rückkehr des Mannes, andere reichten um die Scheidung ein und heirateten wieder. Vierundsechzig Frauen aber verlangen jetzt für die Kinder, die aus ihren Ehen mit Schwarz entsprossen sind, die Bezahlung von Alimenten.

Zunahme der Todesfälle durch Unfall.

Aus den Sterbefallstatistiken der Lebensversicherungen ersieht man eine bedenkliche Zunahme der Todesfälle durch Unfall. Auch ein Zeichen der Zeit und ein alltäglicher Tod: Opfer des Verkehrs, Opfer der Technik. Tod unter den Rädern eines Autos, Tod bei Zugentgleisungen. Ueberall lauert der gewaltsame Tod! Bei 50 Todesfällen, die sich bereits im ersten Versicherungsjahr ereigneten, finden wir in einer Statistik 24 Prozent Todesfälle durch Unfall, d. h. also, daß von hundert Versicherten, die bereits im ersten Versicherungsjahr starben, zwölf Personen einem Unfall erlegen sind.

Die schwere deutsche Sprache.

Lustige Anekdoten.

Janos: „Verfluchtige Sprach, das Daitsche! gibts do Worte, wo alle drei Artikel zusammen vorkommen."

Ein Deutscher: „Nein, lieber Freund, das kommt nicht vor."

Janos: „Werd ich Ihnen Beispiel bringen: „Das" „di" „der" Teifel hol'!"

*

Ein anderer Ungar besuchte eine deutsche Universität. In seiner Pension sprach er einst von Glasmilch. Man belehrte ihn wohlwollend, daß es „Milchglas" heiße.

„Ganz recht," antwortet er, „wirr habben hait im chemischen Labor mit Milchswolf Analysen gemacht."

Man verbesserte ihm wiederum „Wolfsmilch!"

Temperamentvoll rief er aus: „Die verflixten Daitschen, mal haben sie die Milch vorne, mal haben sie die Milch hinten!"

*

Ein dritter Vollblutmagyar sagte einst: „Im Daitschen kann jeddes Wort jedden Artikel habben. Zum Beispül: Der Regent, no, das is also der Kaiser; kann ich aber auch sagen: Die — Regen,t denn is es ain Kapellmeister; wenn ich aber sage: Das Regent, denn is es ain Kapellmeister; wenn ich baer sage: Das sich auskennen in so ainer Sprach'?"

*

Drei junge Franzosen hatten Deutschland bereist und traten gemeinsam die Rückreise an. Unterwegs rühmte sich jeder der drei Reisegefährten, große Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht zu haben. Nun begann es zu regnen. Der eine rief: „Messieurs, er regnet" „Nix dok", rief der andere, „sie regnet!" Der dritte wußte es besser und sagte: „Sie irren alle beid', Sie müssen sprecken: man regnet!"

*

In Bukarest ist ein großes Sonnenbad mit getrennten Frauen- und Männerabteilungen. Von der Behörde sind Warnungstafeln aufgestellt, deren Inschriften in rumänischer, ungarischer und deutscher Sprache verfaßt sind, damit auch die „Minderheiten" sie verstehen. Auf Deutsch lautet die Warnung folgendermaßen:

„Es ist strengstens verboten auf der Zaun des strands zu klettern oder mit die Fiß auf die Benke auferstehen mit der absicht, zu den Frauen herüberzuschauen. Es ist weiters verboten essen leren usw. was die rue und Moral stören kann."

*

Ein Engländer war längere Zeit in Deutschland gewesen und erzählt, als er in seine Heimat zurückgekehrt war, von den Schwierigkeiten der deutschen Sprache. „Am schlimmsten sind die Artikel," sagte er, „denkt euch, einmal sagen die Deutschen „die Macht der Liebe" und dann wieder, „das macht die Liebe" und, seltsam, beides ist richtig."

*

Einem Mann, der heute in Amt und Würden steht, passierte es, daß er als Kind einmal nach Hause kam und von einem Freunde der Familie erzählte: „Ich habe vorhin den Meier gesehen" Daraufhin bekam er von seinem Vater eine Ohrfeige mit dem Bedeuten, der Mann heiße „Herr Meier".

Kurz darauf ging die Familie in die Sommerfrische, in einen Ort der bayerischen Alpen. Der Junge stand wieder einmal mit seinem Vater zusammen. Ein Mann mit auffallendem Bart ging vorbei. Da trat der Wirt an den Vater heran und sagte: „Das ist der Ganghofer."

„Vater!" sagte der Junge, „jetzt hättest du gerne dem Wirt eine Ohrfeige gegeben, weil er sagte, „der" Ganghofer". Und es muß gar nicht leicht gewesen sein, dem Kinde klar zu machen, daß berühmte Leute auf die Bezeichnung „Herr" ob ihrer Berühmtheit verzichten.

*

In einem Schreiben des Provinzial-Schulkollegiums Berlin-Lichterfelde gibt es einen schönen Satz, der heißt so:

„Aus besonderer Veranlassung weisen wir darauf hin, daß nach einem im Einverständnis mit dem Herrn Finanzminister ergangenen Erlaß des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung diejenigen Lehrkräfte, die ein zur Anstellung als Oberschullehrer oder Oberschullehrerin einer höheren Lehranstalt berechtigendes Zeugnis, wie Turn-, Zeichen-, Gesang- oder Mittelschullehrerzeugnis oder ein zur Anstellung als Oberschullehrerin für wissenschaftlichen oder technischen Unterricht befähigendes Zeugnis erworben haben und die endgültige Anstellungsfähigkeit besitzen, im Gegensatz zu der Vorschrift in Ziffer 75 der preußischen Besoldungsvorschriften, die nur für die bis zu dem Erlaß vom 28. August 1922 —U. II, Wl. — an höheren Lehranstalten zulässige Anstellung von Elementarlehrern Gültigkeit hatte, ohne Rücksicht auf Lebensalter, d. h. auch vor dem vollendeten 27. Lebensjahre, in einer freien, zur Besetzung durch das Patronat freigegebenen und der Anstellungssperre nicht mehr unterliegenden Stelle angestellt werden können."

Da kann man nur sagen: Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut.

*

Herr Lehrer Klickermann stand auf der Elektrischen. Da ertönte hinter ihm aus dem Gedränge heraus eine Stimme: „Guten Tag, Herr Lehrer, guten Tag!"

Klickermann konnte sich im Moment nicht erinnern. „Ach Sie kennen mich wohl nicht mehr," sagte da die Stimme, „bei Sie habe ich doch Deutsch gehabt und durch Ihnen habe ich auch Rechnen gelernt!"

Alle Fahrtgenossen grinsten und Klickermann zog es vor, an der nächsten Haltestelle zu verschwinden.

*

„Ich weiß garnich," sagte der alte Kapitän Dwarsmul, „was die Leute ümmer für 'n Leben machen, daß die deutsche Szprache so swer is! Das soll nu mit Gewalt so swer sein, richtig Deutsch zu szprechen! Dascha mal richtig: 'n Kaptein soll 'n Mundvoll richtigis, ansztändiges, kohrektis Deutsch szprechen — aber das 's doch auch ganz einfach, wenn man sich bloß 'n büschen zu helfen weiß. Ich bün da noch nie mit Verlegenheit gekommen. Wenn ich nicht weiß, ob es heißt: „Ich bün die Ansich," oder „Ich bün der Ansich," dann sag ich einfach: „Ich bün die Meinung!"

Knopflochschmerzen.

Knopflochschmerzen hat es von jeher in Monarchien wie in Republiken gegeben. Die Sehnsucht, seinen sonst so freudlosen besseren Rock mit einem Stern oder Kreuz oder mindestens einem Bändchen im Knopfloch zu schmücken, ist uralt und durch keine Verfassung auszurotten. In Amerika sieht man sehr oft Männerbrüste mit glänzenden Orden, obwohl das Tragen fremder Auszeichnungen verfassungswidrig ist. Diese Orden — den europäischen täuschend ähnlich ausgeführt — sind aber nur die Abzeichen höchst bürgerlicher Gesangs- oder Sportvereine.

Nicht jeder ist so findig wie jener Amerikaner, der auf einem Hofball in Berlin mit einem großen diamantenbesetzten Stern am Frack erschien. Und befragt, aus welchem exotischen Land dieses glanzvoll Ehrenzeichen wohl stamme, kurzweg erwiderte: „Das ist kein Orden, das trage ich immer, wenn ich einen Ball besuche."

Aus aller Welt.

Gespensterschiffe. Es gibt wahrheitsgetreue Berichte über das geheimnisvolle Auftauchen von Schiffen, die sich als Schemen erweisen, hervorgerufen durch Luftspiegelungen seltsamer Art und bedingt durch merkwürdige atmosphärische Verhältnisse auf den Meeren. Ein beglaubigter Bericht über ein „Gespensterschiff" liegt von einem amerikanischen Torpedobootszerstörer vor, der im Februar 1921 vor der Küste von Peru kreuzte. In der Nähe der Mesillonengruppe sichtete der Wachthabende ein kleines Boot, das anscheinend drei Mann Besatzung trug. Der Zerstörer fuhr mit einer Geschwindigkeit von 15 Knoten auf das kleine Boot zu. Es war am 20. Februar um 3 Uhr nachmittags. Aber bis Sonnenuntergang war das Boot noch nicht eingeholt! Am nächsten Morgen hielt man vergeblich Ausschau, doch als die Sonne höher stieg, entdeckte man das Boot in gleicher Entfernung! Erst am 22. Februar schien man dem Boot näher zu kommen. Der schrille Pfiff der Dampfsirene mußte die drei Männer im Boot erreicht haben. Es hatte den Anschein, als ob das Boot beidrehte. Es gelang dem Zerstörer, es zu überholen, und da stellte sich heraus, daß seine Bemannung aus drei Skeletten bestand, an denen noch Kleiderfetzen hingen, offensichtlich Fischer, die vom Sturm verschlagen worden waren. Das Spiegelbild des Bootes hatte zwei Tage lang die Verfolger genarrt! — Wie aus deutschen Logbüchern hervorgeht, wurde auch das Kreuzergeschwader unter Admiral von Spee am 30. Oktober 1914 durch die Meeresspiegelung auf die Spur der Kreuzer unter dem Kommando des Admirals Carock an der chilenischen Küste gelenkt. Man konnte jede Bewegung der englischen Schiffe beobachten, obwohl diese einige hundert Kilometer entfernt waren und die entscheidende Begegnung von Coronel erst am nächsten Tage erfolgte. — Diese Erscheinungen aus unserer Zeit sind durch die Logbücher aufgezeichnet.

Ein Zeichen der Zeit. In einem kleinen ländlichen Ort deckte in dem dortigen „Kaufhaus" eine Köchin ihre Luxusbedürfnisse, wovon eine sehr charakteristische Rechnung Zeugnis ablegt: 1 Hemd 1.20 Mark, 1 Paar seide Strümpfe 5.75 Mark, 1 Schlupfhose 0.90 Mark, 1 Hornbrille ohne Gläser 8.50 Mark, 1 Kamm 0.30 Mark, 2 Detektiv-Romane 1.80 Mark, Ratenzahlung für ein Kochbuch 0.40 Mark, 1 Ring mit Stein 1.50 Mark, Lippenstift, Odeur, Puder 6 Mark. — Für das Kochbuch werden Ratenzahlungen geleistet, aber die Detektivromane werden bar bezahlt. Und die größten Summen beanspruchen Kosmetik, Seidenstrümpfe und die moderne Hornbrille ohne Glas.

Fröhliche Ecke.

Liebe Ueberraschung. „Mutti!" ruft der kleine Karl begeistert seiner Mutter zu, die aus der Stadt zurückkommt, „wir haben Briefträger gespielt und jedem auf der Straße einen Brief gegeben!" — „Aber wo habt Ihr denn die Briefe hergekriegt?" — „Die haben wir in deinem Schreibtisch gefunden; sie waren alle mit rosa Bändchen zusammengebunden."

Hausmädchen. „Minna, hören Sie nicht? Ich klingele Ihnen schon eine halbe Stunde." — Meint Minna: „Kaum! Höchstens zwanzig Minuten!"

Kann gut werden. Der Chef zum neuen Chauffeur: „Können Sie einen Wagen fahren?" — „Fahren auch etwas. Aber in erster Hilfe bei Unglücksfällen bin ich vollkommen ausgebildet."